

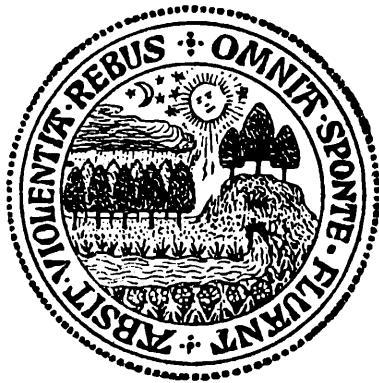
MONATSSCHRIFTEN DER  
COMENIUS-GESELLSCHAFT  
XXVIII · BAND · ◊ · ◊ · ◊ · ◊ · HEFT 1

# Monatshefte für Kultur und Geistesleben

1919

Januar

Heft 1



Herausgegeben von Ferd. Jak. Schmidt  
Neue Folge der Monatshefte der C. G.  
Der ganzen Reihe 28. Band.

VERLAG VON EUGEN DIEDERICHS, JENA 1919

Im Buchhandel und bei der Post beträgt der Preis für die Monatsschriften  
(jährl. 10 Hefte) M. 12,—, für die Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistes-  
leben (jährl. 5 Hefte) M. 10,—, für die Monatshefte der C. G. für Volkserziehung  
(jährl. 5 Hefte) M. 4,—.

Einzelne Hefte der MH f. K. u. G. kosten M. 2,50, einzelne Hefte der MH f. V. M. 1,50.

# Inhalt

	Seite
<b>Sattler, Walther, Pfarrer Liz., Schleiermacher und die Engländer . . . . .</b>	1
<b>Erckmann, Fritz, George Sand . . . . .</b>	7
<b>Manz, J. B., Tolstoi als Volkserzieher . . . . .</b>	12
<b>Kekule v. Stradonitz, Stephan, Dr., „In necessariis unitas, in dubiis libertas, sed in omnibus caritas“ . . . . .</b>	13
<b>Streiflichter . . . . .</b>	15
Aufklärung über die Auslandsdeutschen. — Die Kultur der Juden. — Erklärung Berliner Universitätslehrer. — Glauben und Wissen.	

## ==== Literatur-Berichte ====

(Beiblatt)

	Seite		Seite
<b>Eberhardt, Karl, Ein Jahr in Paris . . . . .</b>	1*	<b>Türck, Hermann, Faust-Hamlet-Christus . . . . .</b>	3*
<b>Emerson, Ralph Waldo, Essays . . . . .</b>	2*	<b>Havenstein, Martin, Vornehmheit u. Tüchtigkeit . . . . .</b>	4*
<b>— , Repräsentanten des Menschengeschlechts . . . . .</b>	2*		
<b>Heller, Friedrich, Luthers religionsgeschichtliche Bedeutung . . . . .</b>	2*		

**Anmeldungen zur C. G. sind zu richten an die Geschäftsstelle Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 55; dorthin sind auch die Rezensionsexemplare und Manuskripte einzusenden. — Die Bedingungen der Mitgliedschaft siehe auf der 4. Umschlagseite.**

# MONATSHEFTE DER COMENIUS-GESELLSCHAFT FÜR KULTUR U. GEISTESLEBEN



SCHRIFTLLEITUNG: FERD. JAK. SCHMIDT  
HOHENZOLLERN DAMM 55  
BERLIN-GRUNEWALD  
VERLAG EUGEN DIEDERICHS IN JENA

N. F. Band 11

Januar 1919

Heft 1

Die Monatshefte der C.G. für Kultur und Geistesleben erscheinen Mitte Januar, März, Mai, Juli und November. Die Mitglieder erhalten die Hefte gegen ihre Jahresbeiträge. Bezugspreis im Buchhandel und bei der Post M. 10. Einzelne Hefte M. 2,50.

Nachdruck ohne Erlaubnis untersagt.

## SCHLEIERMACHER UND DIE ENGLÄNDER

Von Pfarrer Liz. Walther Sattler in Holzwickede



In den „Monologen“ vom Jahre 1800 hat Schleiermacher dem früh vollendeten Freund Okely ein schönes Denkmal treuer Freundschaft gesetzt: „Du, der in frischer Blüte der Jugend, mitten im raschen, frohen Leben unsern Kreis verlassen mußtest — ja, ich darf anreden das geliebte Bild, das mir im Herzen wohnt, das mit dem Leben und der Liebe fortlebt, und mit dem Gram — nimmer hat dich mein Herz verlassen; es hat dich mein Gedanke fortgebildet, wie du dich selbst gebildet haben würdest, hättest du erlebt die neuen Flammen, die die Welt entzündeten, es hat dein Denken mit dem meinen sich vereint, und das Gespräch der Liebe zwischen uns, der Gemüter Wechselanschauung hört nimmer auf und wirket fort auf mich, als lebstest du neben mir wie sonst“.

Von dem „Kleeblatt“, wie Schleiermacher seinen Barbyer Freundschaftsbund mit Albertini und Okely zu nennen liebte, war der als Engländer aufgewachsene, mit sechzehn Jahren nach Deutschland verpflanzte Okely der älteste und geistig reifste; „er kannte einen Ausschnitt beider Literaturen, die er mit feinem Blick verglich, und maß den politischen Zustand beider Völker; Miltons Erziehungsentwurf erschien schon dem Pädagogen unendlich erhaben über den der Philanthropisten. Mit der ganzen Leidenschaft seiner Seele liebte er seine Freunde, die Mitkämpfer und Mitmartyrer der Wahrheit. Poor is the friendless master of a world sagt er mit Young. Seine Briefe aus England nach der Entlassung sind ein einziger Sehnsuchtschrei“.

Früh mußte durch den vertrauten Umgang mit diesem Freunde bei Schleiermacher das Interesse für die englische Sprache und Literatur lebendig werden.

Nach seinem Ausscheiden aus der Brüdergemeinde nach England zurückgekehrt, tritt Okely in regen Briefwechsel mit den Freunden: er will sich demnächst an eine Übersetzung Kants wagen und deren Lektüre dem „verzweifelten metaphysischen Schwätzer“ Priestley anempfehlen. Nicht minder charakteristisch für den Interessenkreis des Kleeblatts ist die Bemerkung, Priestleys Toleranz gegen Atheisten sei ein edler Zug; „aber dem Hume ist er nicht gut, der doch ein viel größerer Kopf war“. Den Freunden stellte Okely in Aussicht, wenn er mit der englischen Literatur besser bekannt sein werde, mit Gelegenheit etwas zu schicken, — nicht lange danach hat er 1787 bei Northampton in den Wellen der Nordsee den Tod gefunden.

Das Englische hat Schleiermacher auch in Halle „mit vielem Vergnügen“ weiter getrieben, zugleich im Sinne des Vaters, der ihm vorstellte, er möge seine Fähigkeiten vorzüglich auch zur Vervollkommnung in dieser Sprache anwenden, „worin du schon einen sehr guten Anfang gemacht hast. Suche Gelegenheit, es als eine lebendige Sprache zu üben, fleißig die besten englischen Dichter laut zu lesen und dir diese jetzt sehr geliebte Sprache ganz zu eigen zu machen. Du liebst sie ja selbst, sie wird dir also nicht schwer fallen, und ich hoffe, wenn du dir ein wenig Mühe gibst und bei den Herren Professoren besonders auch auf dem Pädagogio dich befragst, daß du Gelegenheit finden wirst, die originelle Aussprache zu üben und sie dir geläufig zu machen. Wenn du mir versprichst, daß du von nun an deinen vorzüglichsten Fleiß auf diese Sprache wenden willst, so daß ich künftigen Herbst, wenn ich lebe, dich als einen fertigen Engländer mit gutem Gewissen empfehlen kann, so will ich unter der Zeit mich bemühen, dir in irgend einem angesehenen Hause einen vorteilhaften und angenehmen Posten zu verschaffen . . . Du mußt aber ja darauf achten, daß du die reine englische und nicht etwa die irländische oder schottische Aussprache erlernst“.

Für die treue Befolgung des einsichtigen väterlichen Rates sprechen die von eifriger Beschäftigung mit der englischen Literatur zeugenden reichlichen Zitate in dem Briefwechsel des Freundeskreises. In einem Abschnitt aus den damals viel gelesenen Letters of Sir Thomas Fitzosborne, von William Melmoth 1748, fand Schleiermacher den Charakter seines other self Albertini „aufs Haar abgezeichnet“, worauf er seinen Freund Brinkmann nicht verfehlt eingehend aufmerksam zu machen.

Aus der Fülle der in Schleiermachers theologischen und philosophischen Schriften und Vorlesungen, in seinen Predigten und Briefen hervortretenden Beziehungen zu England und den Engländern werden im folgenden, ohne daß irgendwie Vollständigkeit angestrebt wäre, einige besonders bezeichnende Linien herausgehoben.

In Schlobitten entstanden die Bruchstücke einer Rhapsodie über die Freiheit des Willens; die darin niedergelegte Lehre Schleiermachers von der Notwendigkeit in den Vorgängen des Willens und von der Unanwendbarkeit der Straf- und Gerechtigkeitsbegriffe auf die Weltordnung ist in ihrer Genesis gar nicht von Spinoza oder der Romantik, wohl aber, nach einer ansprechenden Vermutung Diltheys, vielleicht von Shaftesbury — eine seiner Schriften trug den Titel „Rhapsodien“ — beeinflusst.

Schon der junge Kandidat und Hilfsprediger war von seinem Vater, der ihn auch auf Gibbons History of the decline and fall of the Roman Empire (London 1782—88,

6 Bde.) aufmerksam machte, und von seinem väterlichen Freunde Fr. S. G. Sack, einem ausgezeichneten Kenner der französischen und englischen Literatur, auf die englische Predigt hingewiesen worden. Sack regte ihn an, sich an der von ihm begonnenen Übersetzung von Blairs Predigten zu beteiligen. Im Jahre 1797 war Schleiermacher, ebenfalls auf Sacks Veranlassung, mit der Übersetzung von J. Fawcetts Predigten beschäftigt; im folgenden Jahr schreibt er darüber an seine Schwester Charlotte: „Die englischen Predigten, die ich ins Deutsche übersetzt habe und die nun endlich erschienen sind, werden dir zwar schwerlich sehr gefallen, als Predigten wohl gar nicht, als schöne Reden vielleicht; als ein Werk meines Fleißes und als eine Probe, wieviel Mühe ich mir mit so etwas geben kann, werden sie dir aber doch interessant sein. Mir haben sie — sonst würde ich sie gewiß nicht übersetzt haben — sehr behagt, nicht nur als Produkte eines originellen Kopfes und als Meisterstücke einer gewissen Art von Beredsamkeit, sondern mehr noch als Beweise, wieviel man leisten und um wieviel eindringlicher und gewichtiger man reden kann, wenn man vor einer gleichartigen, nicht allzu gemischten Versammlung redet und gewiß weiß, daß jeder, der da ist, gewiß nur deswegen da ist, weil er an der Sache Geschmack findet und von den persönlichen Vorzügen des Vortragenden überzeugt ist.“ Was Schleiermacher aber den Studien für die Übersetzungen der Predigten von Blair und Fawcett im einzelnen verdankt, wird man am zuverlässigsten in den ausführlichen und feinsinnigen Ausführungen von Bauer erörtert finden.

Während der Beschäftigung mit Fawcett half Schleiermacher seiner Freundin Henriette Herz bei der Übersetzung und Unterbringung von zwei englischen Reise werken: Mungo Parks Reise in das Innere von Afrika in den Jahren 1795—97 und Welds des Jüngeren Reise in die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Im Winter 1799 wollte er für einen Kalender die Geschichte der englischen Kolonie in New South Wales schreiben; aus dieser in dem damaligen Briefwechsel Schleiermachers häufig erwähnten Arbeit ist aber nichts geworden.

Von Collins, von Browns Heilmethode u. a. ist in den Briefen zur Zeit der Herzensfreundschaft mit Fr. Schlegel die Rede; aber im Vordergrund des Interesses steht in jener Zeit Shakespeare. Im Jahr 1800 erschien Schillers Bearbeitung des Macbeth, der die auf Wieland fußende, 1775—82 von J. J. Eschenburg gelieferte Prosaübersetzung der sämtlichen Schauspiele Shakespeares zugrunde lag. Im Mai 1801 schrieb Schleiermacher an Henriette Herz: „Schillers Macbeth ist da, von dem Schlegel wunderliche Dinge erzählt, so daß es mich grausam in den Fingern juckt, ihn zu rezensieren; wer nur Zeit hätte!“ (Br. I, 266.) Bald darauf veröffentlichte Schleiermacher in der Erlanger Literaturzeitung 1801 die eingehende, auf aufmerksamem Studium und einer genauen Vergleichung beruhende Rezension, die von A. W. Schlegel als eine „sehr respektable Probe von Schleiermachers Philologie“ bezeichnet wurde: würde er es sich doch gern gefallen lassen, auch seinen Shakespeare (1797 ff.) so von Schleiermacher beurteilt zu sehen, wenn auch viel Tadel darin vorkommen sollte, — eine Aufforderung, der Schleiermacher übrigens nicht gefolgt ist. Die Rezension wendet sich gegen die alte Meinung, als könnten Shakespeares Schauspiele nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt dargestellt werden: das sei nur ein leeres Vorurteil, da inzwischen der Beweis erbracht sei, „daß es im Shakespeare wirklich eine unverletzbare Ein-

heit und Ganzheit gibt.“ Die englischen Kunstrichter — „man weiß nun ziemlich, was von ihnen zu halten ist“ —, sind also auch in bezug auf die Beurteilung des Macbeth nicht nach Schleiermachers Geschmack. Freilich hat schon A. W. Schlegel gesehen, daß, was Schiller selbst betrifft, in der Rezension „gerade das Härteste so gesagt sei, daß es nur Schiller und die Kundigen ganz verstehen können.“

Inzwischen waren die „Reden“ erschienen, deren anonymen Verfasser sich unter den gebildeten Verächtern der Religion ausdrücklich nur an Deutsche wendet, da den utilitaristischen Engländern und den frivolen Franzosen der Sinn für etwas so Heiliges wie die Religion abgehe. In der Tat waren, wie Schleiermacher noch 1821 hervorhebt, England und Frankreich um die Jahrhundertwende die Länder, die allein einen großen Einfluß auf Deutschland ausübten und für die man sich dort fast ausschließlich interessierte, — eine Stimmung, der beim „Antritt des neuen Jahrhunderts“ auch Schiller, nur unter einem andern Gesichtspunkt, Ausdruck verliehen hat. „Jene stolzen Insulane“, eifert Schleiermacher 1799, „welche viele unter Euch so ungebührlich verehren, kennen keine andere Lösung als gewinnen und genießen, ihr Eifer für die Wissenschaften, für die Weisheit des Lebens und für die heilige Freiheit, ist nur leeres Spielgefecht. So wie die begeistertsten Verfechter der letzteren unter ihnen nichts tun, als die nationale Orthodoxie mit Wut verteidigen und dem Volke Wunder vorspiegeln, damit die abergläubige Anhänglichkeit an alte Gebräuche nicht verloren gehe, so ist es ihnen eben nicht mehr Ernst mit allem übrigen, was über das Sinnliche und den nächsten unmittelbaren Nutzen hinausgeht. So gehen sie auf Kenntnisse aus, so ist ihre Weisheit nur auf eine jämmerliche Empirie gerichtet, und so kann ihnen die Religion nichts anderes sein als ein toter Buchstabe, ein heiliger Artikel in der Verfassung, in welcher nichts Reelles ist.“

Den Utilitarismus der englischen Philosophie bekämpfen auch die nach umfassenden Vorstudien im Exil zu Stolp niedergeschriebenen „Grundlinien einer Kritik aller bisherigen Sittenlehre“ vom Jahre 1803. „Die anglikanische Schule des Shaftesbury erscheint, wieviel auch dort immer von der Tugend die Rede ist, dennoch als gänzlich der Lust ergeben. Denn es endigt alles in den Beweis, daß die echte und dauerhafte Glückseligkeit nur vermittelst der Tugend zu erwerben sei; und das Wohlwollen, welches ihr Wesen in dieser Schule ausmacht, erhält seine Stelle nur dadurch, daß eine eigene Lust, wie sie sagen, aus demselben entspringt. Vielleicht würde die unhaltbare Doppelseitigkeit ihrer Darstellung eher und besser ans Licht gekommen sein, wenn schon gleich damals als unstreitig der Grund dazu gelegt wurde, jene Empfindsamkeit sichtbar gewesen wäre, welche es anlegt auf die Fertigkeit, sich, ohne Hand oder Fuß zu regen, durch das bloße Nachempfinden vermittelst der Einbildung, alle Süßigkeiten jenes auf Wohlwollen beruhenden sittlichen Gefühls zu verschaffen. Denn diesem Genuß müßte Shaftesbury folgerechterweise denselben Wert zuerkannt haben, wie dem aus dem eigenen Handeln entstandenen, und so würde die Weisheit ihr Ziel darin gesetzt haben, die sittliche Lust zwar, weil es sich bei ihr tun läßt, in der Einbildung, die organische aber, bei welcher dieses nicht gehen will, in der Wirklichkeit zu genießen.“

Allerdings hat schon Dilthey diese Behandlung der englisch-französischen Moralisten als unzureichend empfunden: mit so großen Moralschriftstellern wie Turgot, Condorcet, Hume und Adam Smith habe die deutsche spekulative Schule nichts anzufangen gewußt. Mit Recht hat Dilthey seinerseits auf die Verwandtschaft zwischen dem ethischen Grundgedanken bei Shaftesbury einerseits und Herbert Spencer andererseits hingewiesen.

Trotz dieses utilitaristischen Charakters der englischen Philosophie und des englischen Wesens überhaupt, wie es in den „Reden“ geschildert war, — von einer englischen Nationalerziehung läßt sich nur sprechen, insofern sie das Erzeugnis eines schon vorhandenen Nationalcharakters ist, „wenn man nicht beides lieber als John Bull's Whines beschreiben möchte“ —, hatte gerade in England das Interesse für die Heidenmission seit dem Ende des 18. Jahrhunderts einen gewaltigen Aufschwung genommen; es sei nur erinnert an W. Carey 1792, an die Londoner Missionsgesellschaft 1795 und vor allem an die Church Miss. Society 1799, die allerdings die ersten Missionare aus Deutschland beziehen mußte. Im Zusammenhang mit diesen Bestebungen stand u. a. die Gründung der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft 1804. Wie die meisten festländischen Bibelgesellschaften in den folgenden Jahren, z. B. die Preußische Bibelgesellschaft in Berlin 1814, war sie bekanntlich unter reger Mitwirkung des früheren Sekretärs der „Christentumsgesellschaft“, späteren Predigers an der Deutsch-lutherischen Savoykirche in London, Dr. Steinkopff, ins Leben gerufen.

Diese Erscheinungen sind Schleiermacher nicht entgangen, aber sie haben ihn nicht veranlassen können, in der dritten Auflage der „Reden“ von 1821 die scharfen Urteile von 1799 und 1806 zu mildern. Eine auf den oben im Wortlaut der ersten und zweiten Ausgabe mitgeteilten Abschnitt bezügliche „Erläuterung“ gibt zwar zu bedenken, daß jenes strenge Urteil über das englische Volk „teils aus einer Zeit ist, wo es angemessen scheinen konnte, gegen die überhandnehmende Anglomanie mit der überbietenden Strenge aufzutreten, welche der rhetorische Vortrag gestattet, teils auch, daß damals das große volkstümliche Interesse für das Missionswesen und für die Bibelverbreitung sich auf jener Insel noch nicht so gezeigt hatte wie jetzt.“ Viel aber, betont Schleiermacher andererseits — und das ist wiederum ein Zeugnis für seinen klaren, unbestechlichen Blick —, sei um dieser letzteren Erscheinungen willen nicht zurückzunehmen von dem früheren Urteil. „Denn einmal ist dort die Gewöhnung so groß, auf organische Privatvereinigung der Kräfte der einzelnen bedeutende Unternehmungen zu gründen, und die auf diesem Wege erreichten Erfolge sind so groß, daß auch diejenigen, welche an nichts anderem als an dem Fortgang der Kultur und ihrem Gewinn aus derselben ernstlich teilnehmen, sich doch nicht ausschließen mögen von der Teilnahme an jenen Unternehmungen, die von der bei weitem kleineren Anzahl wahrhaft Frommer ausgegangen sind, schon um das Prinzip nicht zu schwächen. Dann aber ist auch nicht zu leugnen, daß jene Unternehmungen selbst von einer großen Anzahl mehr aus einem politischen und merkantilistischen Gesichtspunkt angesehen werden. Denn daß hier nicht das reine Interesse christlicher Frömmigkeit vorwaltet, geht wohl schon daraus hervor, daß man weit später und, wie es auch scheint, mit weniger glänzendem Erfolg für die großen Bedürfnisse des religiösen Interesses wirksam gewesen

ist, welche zu Hause zu befriedigen waren. Doch dies sind nur Andeutungen, durch die ich mich zu dem Glauben bekennen will, daß auch eine genauere Erörterung des Zustandes der Religiosität in England jenes Urteil mehr bestätigen würde als widerlegen. Und dasselbe gilt von dem, was über den wissenschaftlichen Geist gesagt ist.“

Unverändert aber hatte sich Schleiermachers Wertschätzung der englischen schönen Literatur erhalten. E. v. Willich erzählt in seinen Jugenderinnerungen, Schleiermacher habe einmal, als er im Familienkreise einen Scottschen Roman vorlas — es war die Zeit, wo Scotts Einfluß auf Leser und Schriftsteller in Berlin mächtig zu wirken begonnen hatte — und, wie es bei solchen Gelegenheiten leicht geschah, ihm die Augen übergingen, mit den Worten: „Ich bin wie ein altes Weib!“ das Buch beiseite geworfen.

In politischer Beziehung hatte sich Schleiermacher mit den englischen Zuständen und Persönlichkeiten insbesondere während der Freiheitskriege beschäftigt. Später sympathisierte er mit dem auch von Goethe geschätzten Minister George Canning, dessen Tod (8. August 1827) ihn tief erschütterte. „Kein einzelner Mensch in Europa,“ schrieb Schleiermacher beim Empfang dieser „höchst niederschlagenden“ Nachricht an seine Frau, „war jetzt von solcher Bedeutung, und ich kann im Augenblick kaum etwas anderes denken. Wie ich eben so ganz bei dir war, reißt mich plötzlich die schmerzlichste Teilnahme an der Lage der Welt heraus. Nun, Gott wird sorgen!, aber, was er hiermit will, ist dunkel, sehr dunkel. Wie kann das Schlechteste sich nun wieder regen!, welche Rückschritte und welche neue Kämpfe bereiten sich vielleicht!“

Im folgenden Jahr faßte Schleiermacher den Plan einer kurzen Reise nach England. „Es liegt dabei gar keine besondere literarische oder kirchliche Absicht zum Grunde; ich will mir nur Land und Leute ansehen. Ich habe mich einmal darauf gesetzt, so daß es mir lieb wäre, wenn nichts dazwischen käme. Doch bin ich noch gar nicht sicher.“ In der Tat schien damals eine „große Katastrophe“ bevorzustehen, ein großer Hader der Fakultät mit Altenstein, möglicherweise sogar Schleiermachers Quieszierung als Professor der Theologie. „Ich hoffe noch immer,“ schreibt er im August an Arndt in Bonn, „wenn sich die Geschichte nicht so zieht, daß ich die Reise aufgeben muß, auf dem Rückwege ein paar Tage bei Euch zu sein. Das wird gegen Ende Septembers oder Anfang Oktobers sein.“

Es kam dann so, daß er Bonn bereits auf der Ausreise berührte; am 4. September traf er mit Alexander v. Forstner über Rotterdam in London ein, wo er auch mit L. v. Mühlens, einem Vetter seiner Frau, zusammentraf, der aus Deutschland geflohen war und damals an der Universität London Vorlesungen hielt. Aus den an seine Frau gerichteten Reisebriefen sei hier nur eine Notiz erwähnt. Seinem Vorsatz, während des Aufenthalts in England nicht zu predigen, war er untreu geworden. Die Savoy-Kirche in London war mehrere Monate eines Umbaus wegen gesperrt gewesen; und gerade während sich Schleiermacher in London aufhielt, sollte zum ersten Male wieder Gottesdienst gehalten werden; Steinkopff schlug Schleiermacher vor, bei dieser Gelegenheit die Predigt zu übernehmen. Schleiermacher schreibt darüber an seine Frau: „Dem ersten Zureden des Pastor Schwabe habe ich glücklich Widerstand geleistet, aber Steinkopff gestern, von dem es mich überraschte, daß er mich so herzlich fromm unter vier



Augen darum hat, hat mich bezwungen. . . Ich habe mich, ehe ich ja schrieb, noch recht gefragt, ob auch keine Eitelheit dahinter stecke. Ich glaube aber, daß ich ganz getrost dabei sein kann, zumal auch nach meiner Kenntnis seine Gemeinde die am wenigsten vornehme und gebildete ist. In meinen Plänen de-rangiert es mich aber bedeutend.“

Am 21. September 1828, 16. Sonntag nach Trinitatis, hielt Schleiermacher die Predigt bei der Wiedereröffnung der Deutsch-evangelisch-lutherischen Kirche in der Savoy zu London, über Eph. 4, 23, die Erneuerung im Geiste des Gemüts.

Wie sein früh vollendeter Freund Okely konnte nunmehr auch Schleiermacher aus der Anschauung beider Länder und Völker, des eignen und des englischen, sprechen, wenn er gegen Schluß der Predigt auf die Aufgaben der deutsch-evangelischen Diaspora im Ausland hinwies:

„So sind die hiesigen Gemeinden unsres deutsch-evangelischen Bekenntnisses für dieses unsrer Sprache fremde Land ein lebendes Denkmal jenes großen Werkes Gottes, nämlich der Verbesserung und Reinigung der christlichen Kirche, welche in unserm deutschen Vaterlande begonnen wurde. Indem nun Ihr, meine hiesigen deutschen Brüder, Euch großenteil in den Geschäften Eures Berufes der Sprache dieses Landes bedient, indem Ihr an dieses Land mit manchen teuern Banden gefesselt seid und Euch mannigfaltiger Segnungen und göttlicher Wohltaten erfreut in der bürgerlichen Gemeinschaft mit dem christlichen Volke, anter dem ihr lebet: so laßt Ihr Euch dennoch hier anreden in der Sprache unseres Vaterlandes, so übt Ihr hier die Form des evangelischen Gottesdienstes, wie er in unserm Deutschland besteht, so befindet Ihr Euch hier fortwährend in einer besonderen Gemeinschaft mit denen, die im Vaterlande derselbe Glaube und dieselbe Art und Weise des Bekenntnisses christlicher Wahrheit vereinigt. . . Und wie das deutsche Volk mannigfaltig verbreitet ist in diesem unsern gesitteten und gebildeten Weltteile: so gibt es fast in allen Landen desselben solche Denkmale dieser Begebenheit in einer größeren oder geringeren Anzahl evangelischer Gemeinden. . . Darum laßt Euch von mir, der ich unserm gemeinschaftlichen Vaterlande angehöre, das Wort der Ermahnung nicht mißfallen, daß auch ihr festhalten möget an dieser besonderen Gemeinschaft unter den mannigfaltigen Hindernissen, die einem solchen Zusammenhalten entgegnetreten in einem fremden Lande.“

## GEORGE SAND

Von Fritz Erckmann-Alzey



Die Vertreter der lyrischen und subjektiven romantischen Periode der französischen Literatur hatten sich folgende Ziele gesetzt:

1. Erziehung der Persönlichkeit;
2. Verwirklichung Rousseauscher Gedanken und die Revolution;
3. Ausbau und Bereicherung der französischen Sprache;
4. Verbesserung der Gegenwart durch Hinweise auf eine idealisierte Vergangenheit.

Alphonse de Lamartine bildet den Übergang von der klassischen Schule zur Romantik und Chateaubriand und Madame de Staël sind die Grundpfeiler eines Geschlechts von Stürmern und Drängern, das sich von den Banden einer rigorosen Disziplin lossagte und auf den Spuren Shakespeares, Byrons, Walter Scotts, Schillers und E. Th. Hoffmanns wandelte. Indem aber die junge Schule die Weltanschauung dieser Dichter nur in bedingter Weise übernahm, wandte sie sich an das gesamte französische Volk, im Gegensatz zu der die Gesellschaft bevorzugenden klassischen Schule. Der bedeutendste Vertreter dieser Neuzeit und der eigentliche Begründer der französischen Romantik ist Viktor Hugo, der auf den drei Gebieten der Dichtkunst, des Dramas und des Romans Unsterbliches geschaffen hat. Seine Helden entnahm er den Reihen der Enterbten und stellte in den Mittelpunkt seiner Erzählungen Räuber, Dirnen, Krüppel, Zuchthäusler, um durch den Gegensatz die Vertreter der reinen Schönheit in ein so helleres Licht zu setzen.

Eng verwandt mit Viktor Hugo sind Alfred de Vigny, der Klassiker unter den Romantikern, Alfred de Musset, der interessanteste der französischen Romantiker, der den durch Byron in die neuzeitliche Poesie eingeführten Weltschmerz auf die französische Literatur übertrug und die mit de Musset in mehr als einer Beziehung verwandte George Sand, die eigentlich Amantine Aurore Dudevant hieß.

In ihren früheren Jahren war George Sand Lyrikerin, aber ihre Lebensschicksale und die Konvenienzehe, die sie zu trennen bestrebt war, führten sie auf das Gebiet des Romans. So gelangte sie aus dem Zustand der Suchenden zu dem treuer Anhänglichkeit und gewann eine scharf gezeichnete Individualität durch Anerkennung der gesetzmäßigen Anordnung der Dinge. Ihre Briefe, die eine eigene Literatur darstellen — sie sind selbst Literatur — bilden ein glaubwürdiges Zeugnis der Zeitströmungen, und wenn auch Vieles der Drucklegung harret, so geben uns doch die veröffentlichten Briefe ein Spiegelbild ihrer Zeit und ihrer selbst.

George Sand, geb. Dupin, gehörte einer Familie an, die zwischen ehelichen und außerehelichen Verhältnissen wenig Unterschied kannte. Der Streit zwischen der Großmutter und der Mutter um ihre Person wiederholte sich in ihr. Auf der einen Seite war die Mutter, eine frivole Grisette, gemein und heftig, das Opfer ihrer Gefühle und Leidenschaften, die sie als Tochter zu verteidigen hatte. Auf der anderen Seite stand Madame Dupin de Francueil mit den Überlieferungen eines Moritz von Sachsen, doch ohne dessen Leichtsinns. Lange Zeit glaubte George Sand an den Fatalismus des Organismus; sie verneinte die Bildung des Charakters und handelte danach. Aber sie verließ diesen Standpunkt kraft eines starken Willens und brachte Ordnung in die Unordnung.

Die Glut der Leidenschaft schlug in ihren Romanen zu hellen Flammen auf.

„Jede Liebe erschöpft, es muß ihr Widerwille und Traurigkeit folgen. Vergebens lehnen wir uns gegen dieses Gesetz auf. Nichts ist willkürlicher und unbestimmter als der Begriff wahrer Liebe. Jede Liebe ist wahr, sie mag heftig oder ruhig sein, sinnlich oder geistig, dauernd oder vorübergehend. Die Liebe, welche ihren Sitz im Verstand hat, kann zu ebenso großen Taten führen, wie die, welche im Herzen wohnt. Die sinnliche Liebe kann durch Kampf und Opfer eredelt und geheiligt werden.“

Diese Worte bilden die Grundzüge der moralischen Liebesehe, für die George Sand gegen das Gesetz der Konvenienzehe mit der ganzen Kraft ihrer Feder eintrat.

Es hat noch niemand den Beweis von der sinnlichen Veranlagung George Sands erbracht. Sie selbst berichtet nichts darüber.

Sie stand unter dem Einfluß des romantischen Idealismus ihrer Zeit und war mit Musset das Opfer eines Ideals. Indem beide das Leben des Künstlers als von dem des gewöhnlichen Menschen getrennt hinstellten, hielten sie den Kultus des leidenschaftlichen Enthusiasmus für das einzig maßgebende Gesetz.

Romantiker und St. Simonisten predigen die freie Liebe, die Legitimität des Instinkts und die Torheit der Enthaltung, und beide waren die Vertreter dieser Anschauungen.

„Die Nachwelt wird sich unserer Namen erinnern, als die zweier unsterblicher Liebende wie Romeo und Julia, wie Heloise und Abelard. Solche Heirat ist heiliger als die von Priestern geschlossene Heirat, das unzerstörbare und reine Bündnis der Intelligenz. Zukünftige Völker werden das Symbol des von ihnen verehrten Gottes erkennen.“<sup>1</sup>

— und George Sand schreibt an Musset: „Die Liebe ist ein Tempel, von den Liebenden für etwas gebaut, das mehr oder weniger seines Kultus würdig ist; das Schöne im Tempel ist nicht so sehr der Gott als der Altar. Warum sollte man die Folgen fürchten? Ob das Idol steht oder fällt, der schöne Tempel wird bleiben . . . Der Gott der Anbetung kann wechseln, aber der Tempel wird nicht untergehen. Er wird ein Zufluchtsort sein, in dem sein Herz in der ewigen Flamme baden kann; und dein Herz wird reich und kräftig genug sein, die Gottheit zu ersetzen, sollte sie ihren Platz verlassen. Glaubst du, daß eine einmalige oder wiederholte Liebe eine starke Seele erschöpfen oder vernichten kann? Ich war lange Zeit dieser Meinung, jetzt aber denke ich anders. Es ist ein Feuer, welches stets aufwärts strebt und sich reinigt.“ —

Solchergestalt waren die Gedanken, die die lyrische Periode ihres Lebens abschlossen. Es ist kein Wunder, daß sie von den Gegnern des Feminismus heftig befehdet wurde.

In dem Roman „Jacques“, dessen Held Selbstmord begeht, um zwei Liebende zu vereinen, schildert sie die Entsagung als das höchste Ideal eines ungeliebten Mannes. Der Frau muß nach ihrer Auffassung das Recht zustehen, Fesseln zu zersprengen, die ihr Leben verdüstern und sie selbst erniedrigen. Der in Briefform abgefaßte Roman Jacques wurde von der französischen Gesellschaft als ein neues Evangelium der Liebe, als ein Protest gegen die Unnatürlichkeit einer unauflöselichen Ehe aufgenommen und begrüßt. Wenn sie nach dem Erscheinen ihres ersten Romans, „Indiana“, schrieb: — Jung wie der Verfasser ist, erzählt er nur, was er selbst gesehen hat, ohne aus diesem großen Prozeß zwischen der Zukunft und der Vergangenheit, den vielleicht kein Mensch der gegenwärtigen Generation zu entscheiden vermag, Schlüsse zu ziehen. Zu gewissenhaft, um seine Bedenken zu verschleiern, aber zu schüchtern, um sie zur Gewißheit zu erheben, vertraut er dem Nachdenken seiner Leser und enthält sich eines festen Urteils. Er erfüllt gewissenhaft seinen Beruf als Erzieher. Er wird alles sagen, selbst die betrübteste Wahrheit; aber er will unterhalten, nicht unterrichten!“ — so war sie sich der Kraft ihrer Feder und des Einflusses ihrer Ansichten noch nicht bewußt. Erst

<sup>1</sup> Alfred de Musset: „Confession“.

in den nachfolgenden Werken stellte sie ihre Feder und ihre Begabung gänzlich in den Dienst der Frauenfrage. —

Man hat George Sand Vorwürfe gemacht wegen ihres Standes als Mutter. Da sie aber einen Sohn hatte, der ein tadelloses Leben führte, dessen Interessen sie stets als die ihrigen betrachtete und dem sie sehr zugetan war, so kann man sie kaum für die errotische und unglückliche Tochter, die das Experiment einer unglücklichen Ehe, wie auch den Kampf mit einem fehlerhaften Gatten um den Besitz eines Kindes wiederholte, verantwortlich machen.

Von ihren Kindern schreibt sie:

„Ich habe die Kindheit und die Entwicklung meines Sohnes und meiner Tochter verfolgt. Der Sohn war mein eignes Ich, daher mehr eine Frau als meine Tochter, die ein Mann war, ohne sehr erfolgreich zu sein.“

Die Tochter hatte den Bildhauer Klesinger geheiratet, und zwei Romane geschrieben, die nicht ohne Erfolg waren. Sie hatte nie Disziplin kennen gelernt und hatte keine Ausdauer; sie ermangelte der Herzengüte und des energischen Willens der Mutter, die die Folgen der übereilten und erzwungenen Heirat voraussah. Die Tochter Solange suchte Zuflucht in der katholischen Kirche, konnte sich aber nicht unterordnen, betäubte sich in ausschweifender Gesellschaft, wird deren müde und greift zur Feder, ohne tiefere Befriedigung zu finden.

„Ich finde“, schreibt sie, „daß Selbstmord meine einzige Religion ist.“

George Sand versuchte ihre Tochter davon zu überzeugen, daß jeder Mensch den endlichen Sieg aus eigener Kraft erringen müßte.

Sie schrieb ihr:

„Wir betrachten das Leben von so verschiedenen Seiten, daß ich von Deiner frühesten Kindheit an meine Rolle der Ohnmacht spielen mußte“ —

und es kam die Zeit, daß es für die Mutter besser war, von dem Leben der Tochter nichts zu wissen. Trotzdem wurden sie wieder zusammengeführt durch den Tod einer kleinen Tochter und Enkelin.

George Sand empfand es schmerzlich, als Sainte-Beuve, ihr eigener früherer weltlicher Beichtvater, mit ihrer Tochter bekannt wurde. Doch konnte sie ihr keinen besseren Führer auf dem Gebiete der Literatur wünschen. Die vonRocheblanc veröffentlichten Briefe der George Sand an Sainte-Beuve<sup>1</sup> stellen diesen Mann in ein ganz neues Licht und verscheuchen manche alte Legenden.

Sie schreibt: „Ich machte die Bekanntschaft eines ruhigen und starken Mannes, der meine Natur nicht verstand und über meine Leiden lachte. Die Macht seines Geistes zog mich an; eine Woche lang dachte ich, er besäße das Geheimnis der Zufriedenheit, daß er es mir mitteilen würde, daß seine spöttische Gleichgültigkeit mich von meiner kindlichen Empfindsamkeit heilen würde. Ich dachte, er hätte gelitten wie ich . . . . Der Versuch schlug vollständig fehl. Ich weinte vor Schmerz, Ekel und Entmutigung. Anstatt Anhänglichkeit, die des Mitleids und des Trostes fähig war, fand ich nichts als bitteren und frivolen Sarkasmus . . . . hätte er mich verstanden, so hätte er mich vielleicht geliebt; und wenn er mich geliebt hätte, dann er mich bezwungen, und wenn ich einem Mann erlaubt hätte, mich zu bezwingen, wäre ich gerettet worden, denn die Freiheit verzehrt mich vollständig.“

<sup>1</sup> Lettres à Alfred de Musset et à Sainte-Beuve. Paris, Calmann-Levy 1897.

Sie ergibt sich Alfred de Musset „mehr aus Freundschaft als aus Liebe“, wie sie schreibt, und sieht einer freundlicheren Zukunft entgegen; aber ihre Klagen nehmen kein Ende.

„Gott, der es böse mit uns meint . . . . . hat meine Lippen versiegelt, indem er mir mein jugendliches Herze wiedergab und indem er mir die Überzeugung verlieh, daß er die Quelle hehrer Freuden in uns gelegt hat. Aber die menschliche Gesellschaft . . . . . ist völlig verdorben und ich werde in Zukunft nur solche Bücher schreiben, die die Welt schlecht und gefährlich nennt . . . . . Was soll ich tun?“

Nach dem Bruch mit Musset wiederholte sie ihr Verlangen nach Hilfe.

„Alles von mir erlittene und getane Unrecht ist das Resultat des Stolzes, der mich zugrunde gerichtet hat.“

Sie fühlt, daß sie für blinde und heftige Liebe zu alt ist, zu einer Zeit, als Michel de Bourges ihrer wartete und glaubt, das Geheimnis der Sainte-Beuveschen Seelenstimmung in der christlichen Religion gefunden zu haben.

„Aber wie kann ich den Tempel betreten? So oft ich am Eingang vorbeigehe, kniee ich vor jener göttlichen Poesie, die ich von weitem fühle; wenn ich aber näher trete, sehe ich nicht mehr das Erwartete . . . Welches Verbrechen habe ich begangen, daß mir das Ios des ewigen Juden zuteil wird? Sie sagen, daß Sie leiden und verstehen zu leiden . . . . . wenn ich nur das besäße, was Ihnen zum Trost verhilft!“

Einige Jahre später hatten die beiden die Rollen vertauscht. George Sand ist (1838) 34 Jahre alt und auf dem Wege, die Seelenruhe zu gewinnen, die ihr Achtung und Bewunderung abzwingt. Sie ist nun an der Reihe, dem, Gott und Menschen mißtrauenden Sainte-Benve Trost zu spenden, da sie an die Verwirklichung ihrer Ideale glaubt. Das Weltelend hatte Sainte-Beuve in den Tiefen der Seele nie so erschüttert, wie George Sand. Er zog sich in sich selbst zurück, sie liebte das Feld der öffentlichen Wirksamkeit. Sie war keine Denkerin und taugte nichts in der Politik; nichts desto weniger hatte sie ein offenes Herz, den Willen zur Weltverbesserung, und der Wert ihres Wirkens besteht in dem Dienst und der Verwirklichung großer sozialer Ideale. Sie erreichte mehr in indirekter Weise als durch ihre vor dem Jahre 1848 geschriebenen Romane, die Romantik und theoretische Ziele zu verquicken suchten.

Trotz ihrer repröblikanischen Gesinnung glaubte sie eine Zeit lang, daß es Napoleon III. gelingen würde, die Rechte des Volkes zu schützen gegen seine Widersacher. Ihre Lehren lassen sich in den Satz zusammenfassen:

„Kinder, liebet euch untereinander!“

Ihre Liebe zu den Armen wurde nicht eingeeengt durch ihren Haß gegen die Unterdrücker. Ihr Herz wurde weiter, und sie erlebte in sich selbst die Verwirklichung ihrer Ideale.

Turgeneff, der unter dem Einflusse der Sand stand, schrieb an einen Freund:

„Ich hatte das Glück, die persönliche Bekanntschaft der George Sand zu machen . . . . . wer in der Lage war, diese hervorragende Person zu studieren, kann sich glücklich schätzen . . . . . Wer sie sah, der fehlte sich in der Gegenwart eines Menschen, in dem aller Egoismus verzehrt war in der auslöschbaren Flamme poetischer Begeisterung . . . . .“

George Sand besaß ein feuriges und edles Herz, das in dem Dienst des Idealismus aufging; und immer bereit, andere zu trösten, durch Briefe und Romane, dachte sie nie an sich selbst.

Die Welt hat ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem sie anerkennt, daß sie und Balzac gemeinschaftlich den französischen Roman zur höchsten Entwicklung brachten. Sie lebte durch Liebe, Treue und Glaube, und es wäre Undankbarkeit, wollte man sie ihrer Schwächen zeihen! —

## TOLSTOI ALS VOLKSERZIEHER

Von J. B. Manz



Der gewaltige Reformator des russischen Volkes, der nicht müde ward, in Wort und Tat die mannigfachen Schäden des heutigen gesellschaftlichen Lebens bloßzulegen, Leo Tolstoi, hat auch das überaus wichtige Erziehungsproblem zum Gegenstand eingehender Untersuchungen gemacht. Vor einem so radikalen Denker, der, wie Rousseau, möglichst Neues schaffen will, der entschlossen mit der Überlieferung bricht und an einen freilich recht unbestimmbaren Naturzustand des kindlichen Gemütes anzuknüpfen sucht, darf man keine nüchterne Beurteilung und namentlich kein positives praktisches Programm erwarten; seine Versuche mit den Bauernkindern in Jasnaja Poljana sind recht phantastisch und gestatten schwerlich irgend eine Verallgemeinerung.

In der Tat, wenn man in seinen pädagogischen Schriften blättert, so glaubt man Rousseau auf Schritt und Tritt zu hören. Einige Auslassungen mögen dies veranschaulichen: Zu allen Zeiten und bei allen Menschen erscheint das Kind als das Muster der Unschuld, Sündlosigkeit, Güte, Wahrheit und Schönheit. Der Mensch wird vollkommen geboren — das ist ein großes Wort, das von Rousseau stammt, und dieses Wort wird fest und wahr bleiben wie ein Fels. Bei seiner Geburt bringt der Mensch das Urbild der Harmonie, der Schönheit und Wahrheit zur Darstellung. Aber man sucht das Kind immer weiter zu entwickeln und entfernt es nur immer mehr von dem ursprünglichen und nun getilgten Urbilde. Unser Ideal liegt hinter uns, nicht vor uns. Die Erziehung verdirbt den Menschen, statt zu verbessern. Je verdorbener ein Kind ist, um so weniger darf es erzogen werden, um so mehr Freiheit braucht es. Es ist nicht möglich, ein Kind zu lehren und zu erziehen, aus dem einfachen Grunde, weil ein Kind dem Ideal der Harmonie, der Wahrheit, Schönheit und Größe näher steht als ich, als ein jeder Erwachsene, der das Kind in seinem Hochmut erst bis zu diesem Ideal emporheben will usw. Tolstoi trägt auch keinen Augenblick Bedenken, als logische Folgerung aus diesen Voraussetzungen den Schluß zu ziehen: Das einzige Kriterium der Pädagogik ist und bleibt allein die Freiheit, oder nach einer anderen Seite hin, da es ihm darauf ankommt, dem Kinde möglichst entgegenzukommen: Nur die Unterrichtsart ist die richtige, mit der die Schüler zufrieden sind.

Wenn dies der Weisheit letzter Schluß ist, dann sollten in der Tat sämtliche Erziehungsanstalten auf Erden geschlossen werden; denn es leuchtet ein, daß diese Voraussetzung einer völligen Zufriedenheit bei allen Schülern niemals zutrifft

und zutreffen kann. Und es ist gleichfalls ganz folgerichtig, wenn Tolstoi der Pädagogik überhaupt den Rang einer Wissenschaft abspricht. Sie ist nach seinem Urteil auf völlig falschem Wege und über einige lahme, nichtssagende Versuche nicht hinausgekommen. Genau genommen, hört hier eigentlich jede wissenschaftliche Diskussion und ernsthafte Verständigung auf. Jeder unerfindlichen, launenhaften Willkür ist damit Tor und Tür geöffnet. Ebenso leuchtet ein, daß der so vielberufene Begriff der Freiheit auch hier wieder eine Verunstaltung erfahren hat; denn die Freiheit, zu der die Kinder erst erzogen werden sollen, ist durch den sittlichen Gehalt der Selbstbestimmung, der entscheidenden Wahl, der Überwindung egoistischer Begierden erst ein wahrhaftes Gut, von dem die ersten Entwicklungsjahre himmelweit entfernt sind.

Sehr bezeichnend ist es deshalb, daß auch kein Ideal angewendet werden soll. Alles bleibt vielmehr der kindlichen Laune überlassen. Daraus ergeben sich dann noch anderweitige radikale Konsequenzen; das Problem des Fortschritts existiert natürlich für unseren Denker gleichfalls nicht, dasselbe ist lediglich eine fälschliche Erfindung gewisser Leute, die sich auf recht zweifelhafte Errungenschaften der Kultur etwas zugute tun, und ebenso töricht und verbrecherisch zugleich ist es, das gewöhnliche Volk durch den verhaßten und daher unsittlichen Schulzwang auf eine höhere Bildungsstufe heben zu wollen. Bei aller Anerkennung des redlichen Willens, durchgreifende Neuerungen einzuführen, und ebenso der zum Teil freilich rhetorisch stark übertriebenen Kritik der bestehenden Schäden des gegenwärtigen Schulbetriebs und endlich manches psychologisch treffenden Bemerkungen über die Empfänglichkeit der Kinder gegenüber einer tieferen Anregung seitens verständiger Erzieher wird die Pädagogik als solche aus Tolstois Studien schwerlich einen großen Gewinn ziehen können.

Tolstoi ist auch sicherlich in einem Irrtum befangen, wenn er glaubt, jeder Lehrer könnte die Gemüter der Kinder durch die von ihm gewählten Mittel beherrschen. Was ein einzelner unabhängiger Mann vermag, der ein großer Dichter und ein großer Freund der Kinder aus dem Volke ist, das vermögen außer ihm nur sehr wenige. Die Gewohnheiten und Formen der freien Schulen von Jansaja Poljana mögen ein nachahmenswertes Beispiel in allen den Fällen sein, wo die Verhältnisse diese Nachahmung begünstigen. Eine allgemeine Regel wird sich aus ihnen keineswegs herleiten lassen.

## „IN NECESSARIIS UNITAS, IN DUBIIS LIBERTAS, SED IN OMNIBUS CARITAS“

Von Dr. Stephan Kekule v. Stradonitz

**B**eachtenswerte Ausführungen über die Entstehung und den Wortlaut dieses Spruches finden sich in einer, der Öffentlichkeit nicht zugänglichen Ansprache, die der verstorbene Wilhelm Begemann im Jahre 1912 gehalten hat und die in einer Freimaurer-Zeitschrift veröffentlicht ist. Ich halte es für angebracht, sie der Vergessenheit zu entreißen und einem weitesten Leserkreise bekannt zu geben. Sie lauten:

Der dreigliedrige Spruch: „Im Notwendigen Einheit, im Nebensächlichen Freiheit, in allem Liebe“ stammt aus den Schriften der Ireniker

(d. i. zu deutsch: Friedensfreunde). Obwohl bereits in einer 1850 erschienenen Schrift nachgewiesen ist, daß nicht der Kirchenvater Augustinus den Spruch geprägt hat, wird er ihm noch in der neuesten Zeit oft zugeschrieben. Das ist eins von den Beispielen, daß nicht bloß „Gesetz und Rechte“, sondern auch „geschichtliche Irrtümer“ wie eine ewige Krankheit sich forterben. Die ältesten bis jetzt bekannten Anführungen des Spruches finden sich in drei irenischen Schriften der Jahre 1627 und 1628, in denen übereinstimmend empfohlen wird: „im Notwendigen Einheit, im Nicht-Notwendigen Freiheit, in beiden Liebe zu bewahren“. Viel später, im Jahre 1668, hat der berühmteste Ireniker, Johann Amos Comenius, in seiner Schrift: „Unum Necessarium“ (Das Eine Notwendige) den Spruch wieder benutzt, offenbar mit Kenntnis und Verwertung einer oder mehrerer der älteren Schriften, denn er sagt: „Das höchste Gesetz aber der Eintracht der Christen ist ein dreifaches: in allem Notwendigen Einheit, im weniger Notwendigen Freiheit, in allem gegen alle Liebe zu bewahren.“ Comenius hat also das dritte Glied verallgemeinert, indem er „in allem gegen alle“ Liebe verlangt, während die ältere Form des Spruches nur in den beiden vorgenannten Dingen, im Notwendigen und im Nicht-Notwendigen Liebe fordert. Das „Nicht-Notwendige“ hat Comenius durch das „weniger Notwendige“ ersetzt, und in neuerer Zeit (wann und wo zuerst, wissen wir nicht) erscheint im zweiten Gliede auch der Ausdruck: „im Zweifelhaften Freiheit“ (in dubiis libertas). Im dritten Gliede ist in der Zeit nach Comenius von der Wendung „in omnibus erga omnes charitas“ der Zusatz „erga omnes“ (gegen alle) ausgefallen, so daß es nur noch heißt: „in omnibus charitas“ (in allem Liebe). Die heute gewöhnlich gebrauchte Formel lautet also: „in necessariis unitas, in dubiis libertas, sed in omnibus caritas“, d. i. „im Notwendigen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, aber in allem die Liebe.“ Entstanden ist also dieser Friedensspruch im Kreise der kirchlichen Ireniker des 17. Jahrhunderts, soweit es sich durch wissenschaftliche Forschung bisher ermitteln ließ, und bezieht sich demnach ursprünglich allein auf das Verhalten in kirchlichen Glaubensfragen und Satzungen. So war es nachweislich noch im Anfange des 18. Jahrhunderts, später aber ist der Sinn verallgemeinert worden, und heute denkt wohl mancher, der den Spruch anwendet, gar nicht mehr an seine ursprünglich rein kirchlich-dogmatische Beziehung. —

Soweit also Begemann über diesen Gegenstand!

In dem bekannten „Büchmann“ (24. Aufl., S. 451f.) finden sich darüber folgende Ausführungen:

Der Spruch: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus autem caritas, in notwendigen Dingen Einheit, in zweifelhaften Freiheit, in allen aber werktätig Liebe, ist allem Anschein nach 12 Jahrhunderte jünger als Augustinus, dem er noch hier und da zugeschrieben wird. So von Hoffmann von Fallersleben, der den zur Einweihung einer katholischen Kirche in Neuwied am 4. November 1852 gedichteten Spruch die christliche Liebe (Ges. W. 6, 54) mit den Worten beginnt:

Der heil'ge Augustinus sagt:

In necessariis unitas usw.

Zum ersten Male begegnet uns der Spruch in der Paraenesis votiva pro pace ecclesiae des Rupertus Meldenijs, die i. J. 1626 in Rothenburg o. d. T. gedruckt



wurde. Er lautet dort: „Si nos (sic!) servaremus in necessariis unitatem, in non necessariis libertatem, in utrisque charitatem, optimo certe loco essent res nostrae.“ Meldenius ist Pseudonym für Petrus Meuderlinus, der von 1612 bis 50 Ephorus des Kollegiums bei St. Anna in Augsburg war und energisch gegen die theologischen Streitigkeiten seiner Zeit auftrat. (Vgl. L. Bauer, M. Peter Meiderlin, Beilage zum Jahresber. d. Gymnasiums St. Anna, Augsburg 1906 und August Schnizlein in der Münch. Allg. Ztg. v. 2. Mai 1908).

Die Hauptverbreitung hat das Wort vielleicht durch Jo. Amos Comenius' Schrift *Unum necessarium*, Amstel. 1668, gefunden, in der es Kap. 8, 6 heißt: *Summa autem concordiae Christianorum lex est trina: servare in omnibus necessariis unitatem, in minus necessariis (quae adaphora vocant) libertatem, in omnibus erga omnes charitatem*“.

Wie man sieht, geht die Darstellung von Begemann mehr geistesgeschichtlich in die Tiefe, während im Büchmann einige Einzelheiten beigebracht sind, die Begemann übergangen hat.

## STREIFLICHTER

**A**ufklärung über die Auslandsdeutschen. — Kein deutscher Stamm hat augenblicklich wohl soviel gegen Vorurteile und Unwissenheit zu kämpfen wie die Auslandsdeutschen. Das droht zu einer Schande für unser sonst so gebildetes Volk zu werden. Darum ist eine planmäßige Aufklärung erforderlich, die schon mit der Jugend beginnen muß. Diesem Zwecke dient der Jugendkalender des Vereins für das Deutschtum im Ausland. Er ist zum Preise von 40 Pf. von seiner Geschäftsstelle Berlin W 62, Kurfürstenstr. 105 zu beziehen. Hindenburg hat sein Bild mit eigenhändiger Unterschrift dafür gestiftet.

**D**ie Kultur der Juden.<sup>1</sup> — Es ist oft recht nützlich für ein Buch, wenn der Verfasser von all seinem Werkzeug, seiner Literatur getrennt, aus dem Vollen heraus das niederschreibt, was ihm in Fleisch und Blut übergegangen ist. Dadurch entsteht ein Weltbild, das hie und da in den Details mit kleinen Irrtümern behaftet sein kann, weil die Möglichkeit fehlt, nachzuschlagen und das Gedächtnis immer „Schwupper“ veranlassen kann, das aber wie aus einem Gusse ist, klar vollständig, erlebt und erschaut, wie ein Werk der Dichtkunst. Ein solches Werk aus einem Gusse haben wir hier vor uns. Herr Dr. Dingler stand vor dem Feinde und schrieb es in stillen Stunden aus innerem Drange nieder. Was er schrieb, ist ausgezeichnet durch Geschlossenheit und Sicherheit der Konzeption, Einsicht und Darstellung. Zuerst die geschichtliche Entwicklung, das Werden der Wissenschaft, die sich ganz allmählich aus dem Schoße der Religion losringt (s. White: Kampf zwischen Theologie und Wissenschaft). Dann geht der Verf. auf das Problem los: Wie ist es möglich, den Gottesbegriff mit dem durch die von den Erfolgen der exakten Wissenschaften gewissermaßen forzierte Entwicklung des mechanistischen Weltbildes in der Mitte und dem Ende des 19. Jahrhunderts wieder zu vereinigen? Hieran schließt sich dann als Ausführung außer allgemeinen Betrachtungen über den Gottesbegriff, das Lebensziel und den Lebensdrang die eigentliche Untersuchung über die altjüdische Ethik, eine Arbeit, die einfach bedeutend ist. Wer sich überhaupt für das Problem und für altjüdische Kultur interessiert, sei auf das Buch hingewiesen.

Wolfstieg

<sup>1</sup> Die Kultur der Juden. Eine Versöhnung zwischen Religion und Wissenschaft. Von Dr. HUGO DINGLER [Privatdoz. an der Univ. München.] Leipzig: Verlag der Neue Geist 1919. 144 S. 8°. M 3.60.

**E**rklärung Berliner Universitätslehrer. — Unserem Schulwesen steht ein verhängnisvoller, an die Wurzeln seines Lebens greifender Schlag bevor. Das Herzstück der deutschen Jugendziehung, der christliche Religionsunterricht soll hinfort aufhören, der Träger und das Zentralorgan der pädagogischen Gesittungsarbeit zu sein und soll nur noch als ein bloßer Nebegenstand in den Schulen geduldet werden. Das bedeutet einen vollständigen Bruch mit der Gesamtgeschichte unseres Jugendbildungswesens. Seit den Tagen Karls des Großen und seit den Anfängen der deutschen Stammesgemeinschaft ist die christliche Humanitätsbildung immerdar der Ausgangs- und Mittelpunkt aller erzieherischen Geistesarbeit gewesen bis auf die gegenwärtige Stunde. Es gibt in dieser mehr als tausendjährigen Entwicklung keine epochemachende Erziehungsbewegung und keinen der großen deutschen Pädagogen, der nicht immer wieder die religiöse Geistesbildung zur unveräußerlichen Grundlage aller erzieherischen Kulturarbeit gemacht hätte. Mit der kraftvollen Erhaltung seiner Glaubensgesittung steht und fällt das deutsche Volk. Darum erachten es die unterzeichneten Universitätslehrer für ihre unerläßliche Pflicht: den nachdrücklichsten Einspruch dagegen zu erheben, daß der Religionsunterricht als der Eckstein unseres ganzen Erziehungsunterrichtes aus dem Hauptlehrplan der Schule entfernt und zu einem bloß fakultativen Lehrgegenstand herabgesetzt werde. Wohl soll das Erstarre und rückständig Gewordene dieses Unterrichtsfaches beseitigt werden. Es selbst aber muß — bei aller Freiheit für Andersgläubige — der Mittelpunkt aller Schulerziehung bleiben, wenn anders nicht mit ihm zugleich der Mutterboden aller echten Volksbildung gänzlich verdorren soll. Nicht christentumsfeindlicher Abbau, sondern kraftvoller Neubau des Religionsunterrichtes: das ist das erste und wichtigste Gebot für die Neubelebung unseres deutschen Erziehungswesens!

**G**lauben und Wissen.<sup>1</sup> — In 20 Briefen stellt der kürzlich verstorbene katholische Philosoph August Messer seine eigene innere Entwicklung dar und erörtert dabei eine Reihe schwerwiegender theologischer und philosophischer Fragen — auch solche auf pädagogischem Gebiete —. Das Buch erhält dadurch eine starke persönliche Färbung, ist aber nicht leicht zu lesen, weil es zu wissenschaftlich, tiefgehend und mit technischen Ausdrücken und Problemen fast überlastet ist. Natürlich gewinnt es aber durch das Persönliche sehr an Lebhaftigkeit und an Eindruck. Wir haben hier einen Mann vor uns, von dem man in Wahrheit sagen kann, daß er ein Gottsucher war und daß er ein Verständnis für die ernsten metaphysischen Fragen, die Grenzlinie von Glauben und Wissen nicht auf geradem bequemem Wege, sondern nach langem Forschen und kritischem Werten gefunden und bestimmt hat. Man kann in diesen Briefen Lebenskunst studieren und viel Weisheit finden. Der 2. Teil, Brief 17—20, der sachlicher ist, dürfte dabei nicht so instruktiv sein, wie die ersten 16 Briefe, auf die ich auch den höchsten Wert legen möchte. Hierin steckt der Niederschlag einer großen, in ständiger Entwicklung begriffenen Weisheit. Man sieht eine Welt- und Lebensanschauung im Entstehen. Messer wird der Gottesglaube zum zentralen Problem, er gerät bis zum Naturalismus und Atheismus, bis er schließlich zur Erkenntnis kommt, Gott ist wirklich, er ist die Liebe, Wahrheit und Wahrhaftigkeit. So gruppieren sich um dieses Problem alle anderen Fragen der Welt- und Lebensanschauung, zu denen der Verfasser Stellung nimmt, wie zu den Organisationen, zu Staat und Kirche, die ihm Mittel zum Zweck werden. Daher die Toleranz, die Verwerfung der Nichts-als-Macht-Politiker und der Jesuiten sowie der rabulistischen Methaphysiker, wie Haeckel. Das Buch ist hochinteressant, aber, wie gesagt, keine leichte Lektüre.

Wolfstieg

<sup>1</sup> Glauben und Wissen. Geschichte einer inneren Entwicklung. Von AUGUST MESSER. München Reinhardt 1919. 169 S. 60. M 7.20, geb. M 9.60.

# LITERATUR-BERICHTE DER COMENIUS-GESELLSCHAFT

HERAUSGEGEBEN VON  
**FERDINAND JAKOB SCHMIDT**  
VERLAG EUGEN DIEDERICH'S IN JENA

XI. Jahrg.

Berlin, im Januar 1919

Nr. 1

Diese Berichte erscheinen Mitte jeden Monats mit Ausnahme des August und September. Sie gehen an größere Volksbibliotheken, Bücherhallen usw.

Zuschriften, Sendungen usw., sind zu richten an die Geschäftsstelle der Comenius-Gesellschaft, Berlin - Grunewald, Hohenzollerndamm 55

**EBERHARDT, KARL:** Ein Jahr in Paris. Skizzen und Kulturbilder nach den Erinnerungen und Beobachtungen eines Deutschen. Wien und Leipzig, Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn. 1917. 8°. 224 S. Geh. M 3.80.

Verfasser, der Direktor der Landesbürgerschule in Cilli ist, hat sich kurz vor dem Weltkriege ein Jahr lang in Paris aufgehalten, um Sprachstudien zu betreiben und einen Einblick in das Wesen und den wahren Volkscharakter unseres westlichen Nachbarn zu gewinnen. Er schildert nun in dem vorliegenden Buche in 45 durchgängig auf lebendiger Anschauung beruhenden Abschnitten mit richtigem kritischem, teilweise humorvoll gefärbten Urteil alle wichtigen Örtlichkeiten von Paris, namentlich die Kirchen, Museen und Theater, nicht ohne der in ihnen vielfach herrschenden Kunstbarbarei zu gedenken, die öffentlichen Gartenanlagen und Plätze, die Friedhöfe, die vielen Ausflugsorte, das Leben und Treiben in den Straßen und auf den Boulevards mit ihrer Verkehrshochflut, den oft recht traurigen Zustand der Krankenhäuser und Kinderbewahranstalten, den vielfach bemerkbaren, recht charakteristischen Mangel an Reinlichkeit überall in Paris, aber auch das Gelehrten- und Schulwesen der Stadt in allen seinen Abstufungen. In letzterer Hinsicht sind besonders wertvoll die beiden Kapitel „Französische Dichter und Bücher“ und „Zum Studium der französischen Sprache“; man findet hier eine treffliche Übersicht über die neuere französische Literatur, sowie gediegene, auf gründlichen phonetischen Studien beruhende, selbst für einen sprachgewandten Franzosen keineswegs überflüssige Anweisungen über die Aussprache. Auch die Politik zieht Verfasser in das Bereich seiner Betrachtungen; er kritisiert scharf den Nationalfeiertag des französischen Volkes und das Leben in den Wählerversammlungen.

Der Hauptwert der tüchtigen Arbeit für unsere Comenius-Gesellschaft liegt darin, daß Verf. überall und mit Recht gegen unsere leider Jahrhunderte hindurch geübte Verherrlichung und sklavische Nachahmung französischer Art und Sitte mit schlagenden anschaulichen Beweisen für ihre Nichtigkeit zu Felde zieht und dagegen Deutschlands vielbewiesene Größe ohne irgendwelche Ruhmredigkeit erhebt, auch betont, daß Deutschlands Tatkraft und Macht selbst vom feindlichen Ausland und namentlich von vorurteilslosen Franzosen unbedingt anerkannt werden. Der letzte Abschnitt „Barbaren“ enthält eine lange Reihe von Greuelthaten, welche die Franzosen, die angeblichen Vorkämpfer aller Kultur, namentlich an deutschen Gefangenen verübt haben.

Karl Loeschhorn-Hettstedt

**Essays.** Von RALPH WALDO EMERSON. Aus dem Englischen übers. u. mit einer Einl. versehen von OSKAR DÄHNERT. Leipzig: Reclam o. J. 211 S. 12°. M 0.50, geb. M 0.90. (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 3702/3703.)

**Repräsentanten des Menschengeschlechts.** Von RALPH WALDO EMERSON. Aus dem Englischen übers. und mit biograph. Einl. versehen von OSKAR DÄHNERT. Leipzig: Reclam o. J. 225 S. 12°. M 0.50, geb. M 0.90. (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 3464/3465.)

Es sind ein paar alte Bücher in neuer Form, die ich hier vorlege, aber sie gehören zu den größten Schätzen der Literatur. Denn der „Weise von Concord“ ist einer der größten Erzieher der Menschheit zum Idealen gewesen, die die Welt je hervorgebracht hat. Emerson war doch ein Denker, der es verstand, sich in die Seelen der von ihm als Geistesheroen erkannten typischen Vertreter unseres Geschlechts gleichsam hinein-zuleben, wie er sich auch der ihn umgebenden Natur und den abstrakten Ideen und den Gedankendingen unmittelbar anzupassen wußte. Freilich hatte seine Begabung auch ihre Grenzen: den Größten unter den führenden Geistern, einen Lebenskünstler, wie er selber war, Goethe, hat Emerson nicht verstanden; vielleicht hinderte ihn doch sein Amerikanertum, zu dem deutschen Dichter ein richtiges Verhältnis zu gewinnen, vielleicht hat Wülcker recht, wenn er darauf hinweist, daß dieser Philosoph aus dem Dollarlande nie sein Brot mit Tränen gegessen hatte und in die Abgründe des menschlichen Herzens und der menschlichen Leidenschaft nimmer hinabgestiegen war. Emerson war ein Lebenskünstler, der sein Schiffllein immer genau zwischen Scylla und Charybdis hindurchzusteuern verstand. So sind seine Essays, wie Carlyle sagt, „Monologe eines ernsten Mannes“, der einsam unter dem Sternenhimmel auf einem Bergesgipfel steht in weiten leeren Räumen, zu denen das Geräusch der Menschen und der Welt kaum dringt. Man erblickt nur den Sprecher und die Sterne und die dunkle Erde; den einsamen Mann, den man einen Rippenstoß geben möchte mit den Worten: Warum kommst du denn nicht herab, uns zu helfen? Wir haben Männer, wie dich, erschrecklich nötig. Wo du bist, ist es so kalt und leer, gibt es nichts zu malen, als Regenbogen und Gefühle; steig hernieder und male Lebensbilder, Leidenschaften, Taten, die hoch über alle Gedanken gehen, sieht man nicht.“ Von den größten Essayisten der Neuzeit, Montaigne (auch bei Reclam erschienen), unterscheidet Emerson der Glaube an das Gute in der Welt, den der französische Skeptiker nicht besitzt, von Hermann Grimm das sichere Gefühl für die Schönheit, von Treitschke die Riesenkraft der Leidenschaft, von Macaulay der mangelnde Sinn für das Historische und Werdende, von dem Schweizer Hilty die Richtung auf das Praktische. Und doch ist Emerson, wie gesagt, einer der größten Essayisten aller Zeiten, weil er der klarste und erziehendste ist, und wir müssen der verehrten Firma Ph. Reclam ja dankbar sein, daß sie uns diese Bändchen beschert hat. Die Übersetzung ist vortrefflich, die Einleitungen von Dähnert sehr willkommen. Wolfstieg

**Luthers religionsgeschichtliche Bedeutung.** Von Dr. FRIEDRICH HEILER. Probevorlesung, gehalten am 12. Oktober 1918 an der Ludwig-Maximilian-Universität München. München: Reinhardt 1918. 31 S. 8°. M 1.50.

Verf. ist ein sehr belesener junger Gelehrter von seltener Unabhängigkeit und Unvoreingenommenheit des Erkennens und Kühnheit des Denkens, ein Forscher, dessen Namen man sich für die Zukunft merken muß (s. seine Arbeit über das Gebet). Das

Resultat seiner hier vorliegenden Forschung, die sehr starken Widerspruch in der Diskussion erfuhr, ist das: Luther hat den alt- und neutestamentlichen Religionstypus in seinen wesentlichen Zügen erneuert. Er hat diesen Typus, der innerhalb der semitischen Welt entstanden und durch Paulus und Johannes leise hellenisiert worden war, mit den unerschöpflichen Geistes- und Gemütskräften des Germanentums durchdrungen und ihm eine Form gegeben, die für immer eine starke Anziehungskraft auf den deutschen Menschen ausüben wird. In dieser Erneuerung der biblischen Religion und ihrer Verschmelzung mit dem germanischen Geiste liegt Luthers religionsgeschichtliche Bedeutung.

Wolfstieg

**HERMANN TÜRK: Faust-Hamlet-Christus. Berlin: Borngräber o. J. [1918.] 404 S. 8°. Geb. M 7.50.**

Dieses Buch ist kein zusammenhängendes Ganzes, sondern eine Reihe von Abhandlungen, Kritiken und Antikritiken, Untersuchungen und Forschungen, die durch geistige Strahlen von gleichem Gesichtspunkte aus in das gleiche Licht gestellt und von ihm aus durchleuchtet werden. Man kennt den Gesichtspunkt Türcks: es ist der „geniale Mensch“ Goethe, Shakespeare, Christus. alle drei geniale Menschen! Auch ihre Geisteskinder, Faust und Hamlet, sind „geniale Menschen“. Die Dichtungen erhalten, von dieser Seite gesehen, ganz neue Beleuchtung, die Textkritik bringt einige mehr oder weniger überraschende neue Erklärungen. Faust durch die Magie, das Symbol für die geniale, intuitive, vertiefte Naturanschauung, sehend geworden, wird durch die Sorge (Furcht und Hoffnung) blind gemacht und zum Philister, der nach Unerreichbarem in die Zukunft ausschaut, das Nächstliegende übersieht und gerade da in die Grube stürzt, wo er, das Unerreichbare für möglich haltend, durchaus und unter allen Umständen sich den Erfolg sichern wollte. Ohne Bedenken ist diese Hypothese nicht, aber man muß es T. lassen, nicht ohne viel Verständnis für die Eigenheiten der Goetheschen Dichtung und auf Grund des möglichst vollständig zusammengebrachten Materials und unter ständigem Hinweis auf den Einfluß der spinozistischen Philosophie auf den Dichter glücklich durchgeführt. — Auch Hamlet ist der geniale Mensch; im Vordergrund seines Bewußtseins steht nicht der Konflikt zwischen Rache und Gerechtigkeit, der, wenn er vorhanden ist, nur eine sekundäre Rolle spielt, sondern der Zusammenbruch seiner idealen oder besser: seiner optimistischen Weltanschauung. Nicht das Gefühl der Unzulänglichkeit gegenüber der großen Aufgabe, die auf ihm ruht, auch nicht die Lust des Pessimismus in ihm, ändern die Maske von dem heuchlerischen Gesichte zu reißen, aber nicht zu handeln, machen Hamlet zum untätigen und für seine Aufgabe unzulänglichen Manne, sondern, da gerade der edelste Mensch mit einem Wollen, das die ganze Welt umspannt, durch den Zusammenbruch seiner Ideale auch am tiefsten getroffen wird, muß er für eine Zeitlang so ohnmächtig werden, daß schon eine geringe Ungunst des Schicksals genügt, um ihn zu stürzen. Mit dieser Auffassung dürfte Türk, so sorgsam er sie zu begründen und nach allen Seiten hin zu schützen sucht, noch weniger Glück haben, als mit der Lösung des Faustproblems, wie er es formuliert. Denn das Hamletproblem ist ganz entschieden schief gestellt: nicht ist Hamlet als der geniale Mensch zu erweisen, sondern worin liegt die tragische Schuld in diesem Drama? Was motiviert seinen Untergang? Hamlet ist und bleibt der Mann mit dem für seine Aufgabe ganz unzulänglichen Willen, der durch pessimistische Reflexionen ganz gelähmt ist. „Schreibtafel her! Ich weiß nicht, wie man lächeln kann und immer lächeln und doch ein Schurke sein.“ Wenn Hamlet der geniale Mensch ist, so schlägt hier unter der Wucht der Aufgabe durch den Pessimismus das Genie in Wahnsinn um. Dieses führt hier also nicht zur Produktion, zur Anspannung der höchsten Kraft, zur Leistung und zu Leitung in erhöhtes

Leben, sondern zur Lähmung des Willens, zu Untätigkeit, zu Versäumen der Lösung seiner Aufgabe und zum Tode. Leider bin ich hier nicht in der Lage, das weiter auszuführen, sondern muß bei der Andeutung bleiben, daß ich mich Türcks Ausführungen nicht unbedingt anzuschließen vermag, obgleich ich gern anerkenne, daß sie scharfsinnig und fein, wenn auch nicht immer treffend sind. — Dagegen dürften seine Ansichten über Christus die gesamten Mitglieder der Comenius-Gemeinde auf das höchste interessieren und von uns allen mit Beifall begrüßt werden. Sie halten sich fern von jedem Rationalismus und lehnen sich stark an die Auffassung unserer besten Mystiker an. Unrichtig ist nur die Behauptung, daß „der Pantheismus, wie ihn die ursprüngliche, reine Lehre des Heilandes, ferner die deutsche Mystik und Spinoza vertritt, Gott vielmehr als die einzig wahrhaft existierende, ewige und unendliche Person auffaßt“. Mindestens Spinoza stößt mit seiner Gottesidee nicht auf eine Person, sondern auf eine Sache, die Substanz, deren Attribute doch nicht beide geistiger und persönlicher Natur sind. — Im ganzen wird Türcks Buch aber Anspruch auf ein hohes Interesse in allen Kreisen der gebildeten und wissenschaftlich-forschenden Publikums machen dürfen, da die Ansichten originell, wohlgedacht und wertvoll sind.

Wolfstieg

**Vornehmheit und Tüchtigkeit. Dem deutschen Volke zur Einkehr.**  
 Von MARTIN HAVENSTEIN. Berlin: Mittler & Sohn 1919. VIII,  
 212 S. 8°.

Es ist dieses ein Buch, das wie auf Bestellung der Comenius-Gemeinde geschrieben ist, da es ganz in deren Geistesrichtung liegt, völlig sich der Volkserziehung widmet und den Zweck hat, aus den Deutschen „Adelsmensch“ zu machen, indem gleich uns der Verf. verlangt, daß sie sich bestreben, Vornehmheit und Tüchtigkeit zu vereinigen. Denn wenn auch bürgerlich-utilitaristische und aristokratisch-ästhetische Erziehungs- und Lebensweise, wie wir sie jetzt in Deutschland haben, zwei verschiedene ethische Zielsetzungen, nämlich eine individualistische und eine sozialistische, sind und beide eine verschiedene, auf die Person und auf die Sache gerichtete Absicht trennt, so sind beide doch nicht so unvereinbar, daß man verzweifeln müßte, sie durch eine verständige Einrichtung unseres Erziehungs- und Schulwesens zu vereinigen und ihren letzten Zweck in dem oben angedeuteten Ziele zu suchen. Dazu wollte der Verf. früher einmal die Einheitsschule als Mittel benutzen, aber davon ist er nun glücklich zurückgekommen, weil im deutschen Volke die Unterschiede der persönlichen Kultur, der Lebensauffassung und Lebensgestaltung viel zu groß sind, als daß man sich von einer gemeinsamen Schulerziehung aller Kinder etwas Gutes versprechen könnte, was nach Ansicht des Referenten die Jetztzeit noch mit Schrecken erweisen wird. Aber durch eine vernünftige Schulreform, die den Historismus etwas bei Seite schobe und den Deutschunterricht in das Zentrum des Unterrichts stellte und mehr auf die Persönlichkeitsbildung als auf das „Lernen“ achtete, könnte wohl das Ziel erreicht werden. Verf. bespricht dann die Aufgaben der neuen Volkserziehung unter ständiger Kritik der bisherigen Einrichtungen nicht nur der Schule, sondern auch der Sitten und Gewohnheiten, also des wirklichen Lebens des deutschen Volkes, von dem er überhaupt ausgeht. Diese ersten 50 Seiten sind das Ergötzlichste an der Sache, weil sie eine so wunderbar treffende Skizze des deutschen Charakters und der deutschen Praxis geben, daß man nur wünschen kann, Verf. möchte sie ausarbeiten, vertiefen und erweitern. Diese taktvolle, klare und verständnisvolle Kritik ist eine nutzbringende wissenschaftliche Ergänzung zu Th. Mann's „Königliche Hoheit“.

Wolfstieg

# Empfehlenswerte Erziehungsheime Pensionate/Heilstätten/Kinderheime

## Realanstalt am Donnersberg bei Marnheim in der Pfalz.

Schulstiftung vom Jahre 1867, für religiös-sittliche und vaterländisch-deutsche Erziehung und Bildung. Eintritt in die Realschule und in das Jugendheim vom 9. Lebensjahre an für Schüler mit guten Betragennoten, welche zu einer gründlichen Realschulbildung befähigt sind. 18 Lehrer und Erzieher. Körperpflege: Heizbares Schwimmbad, Luft- und Sonnenbad, große Spielplätze. Vorbereitung zu den praktischen Berufszweigen und zum Eintritt in die VII. Klasse (Obersekunda) einer Oberrealschule und damit zu allen staatlichen Berufsarten. Die Reifezeugnisse der Anstalt berechtigen zugleich zum **einjährig-freiwilligen Dienst**. Pflege- und Schulgeld 780—990 M im Jahr. Näheres im Jahresbericht und Aufnahmeschrift durch die Direktion: Prof. Dr. E. Göbel, Prof. Dr. G. Göbel.

## Jugendheim Charlottenburg, Goethestr. 22

**Sprengelsche Frauenschule**  
**Allgemeine Frauenschule**  
**Sozialpädagogisches Seminar**

Ausbildung von Hortnerinnen (ev. staatl. Prüfung)  
Hortleiterinnen, Schulpflegerinnen und Jugend-  
pflegerinnen.

Einzelkurse in Säuglingspflege, Kochen, Handfertigkeiten. Pension im Hause.  
Anmeldungen und Prospekte bei Fräulein Anna von Glerke, Charlottenburg, Goethestr. 22.

## Evang. Pädagogium in Godesberg a. Rhein.

**Gymnasium, Realgymnasium und Realschule (Einjährigen-Berechtigung).**  
400 Schüler, davon 300 im Internat. Diese wohnen zu je 10—18 in 20 Villen in d. Obhut d. Familien, ihrer Lehrer und Erzieher. Dadurch wirkl. Familienleben, persönl. Eehandlung, mütterl. Fürsorge, auch Anleitung bei den häusl. Arbeiten. 70 Lehrer und Erzieher, kl. Klassen. Luftbad, Spielen, Wandern, Rudern, vernünftige Ernährung. — **Jugendsanatorium** in Verbindung mit Dr. med. Sexauers ärztlich-pädagogischem Institut. Zweiganstalt in Herchen (Sieg) in ländlicher Umgebung und herrlicher Waldluft.  
Näheres durch den Direktor: Prof. O. Kühne, Godesberg a. Rh.

## Im Verlage von Eugen Diederichs, Jena

erschien die Veröffentlichung der Comenius-Gesellschaft:

Ferdinand Jakob Schmidt:

### Das Problem der nationalen Einheitsschule

Einzelheft M 0,80 :: Größere Bestellungen nach Verabredung

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

## Eugen Diederichs Verlag, Jena

Vor kurzem erschien:

### Ernst Joël: Die Jugend vor der sozialen Frage

Preis M 0,50

Blätter für soziale Arbeit: „Die kleine Broschüre von Ernst Joël erscheint wie wenig andere geeignet, das innere Verhältnis der den geistigen Grundlagen unserer Arbeit noch fern stehenden Jugend zur sozialen Arbeit zu vertiefen.“

## Siedlungsheim Charlottenburg

Das Heim ist Mittelpunkt für Studenten und Studentinnen, die im Arbeiterviertel Charlottenburgs in der Nachbarschaft soziale Arbeit tun. (Volksbildung, Jugenderziehung, persönliche Fürsorge.)

Mitarbeit und Beitritt zum Verein Siedlungsheim (Jahresbeitrag M 6) dringend erwünscht.  
Meldungen und Anfragen sind zu richten an die Leiterin Fr. Wally Mewius, Charlottenburg,  
Sophie-Charlotte-Straße 80 I

# Gesamtvorstand der Comenius-Gesellschaft

Ehrenvorsitzender

Heinrich, Prinz zu Schönau-Carolath, M. d. R., Schloß Amtitz

Vorsitzender:

Dr. Ferdinand Jakob Schmidt,

Professor der Philosophie und Pädagogik an der Universität Berlin

Stellvertreter des Vorsitzenden:

Kgl. Bibliotheksdirektor Prof. Dr. Wolfstieg, Berlin

Ordentliche Mitglieder:

Prediger Dr. Appeldoorn, Emden. Dr. Ferdinand Avenarius, Dresden-Blasewitz. Direktor Dr. Friedrich Bischoff, Leipzig. Oberlehrer und Dozent Dr. Buchenau, Charlottenburg. Geheimrat Prof. Dr. E. Bucken, Jena. Stadtbibliothekar Prof. Dr. Fritz, Charlottenburg. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Dzlobek, Charlottenburg. Direktor Dr. E. Goebel, Mannheim i. d. Pfalz. Professor G. Hamdorff, Görlitz. Frä. Maria Keller, Charlottenburg. Dr. Arthur Liebert, Berlin. Professor Dr. Nebe, Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums, Templin. Seminar-Direktor Dr. Reber, Erlangen. Stadtschulrat Dr. Reimann, Berlin. Staatsrat, Ministerialdirektor a. D. Dr. E. v. Sallwürk, Karlsruhe. Generalleutnant a. D. von Schubert, M. d. Abg.-H., Berlin. Verlagsbuchhändler Alfred Unger, Berlin. Schulrat Waeber, Berlin-Schmargendorf. Professor Dr. W. Wetekamp, Direktor des Werner Siemens-Realgymnasiums, Schöneberg.

Stellvertretende Mitglieder:

Geh. Baurat Brettmann, Berlin-Frohnau. Eugen Diederichs, Verlagsbuchhändler, Jena. Dr. Gustav Diecks, Berlin-Steglitz. Dr. Jan van Delden, Gronau i. W. Professor Dr. Eickhoff, Bismarck. Geh. Sanitäts-Rat Dr. Erlenmeyer, Bendorf a. Rh. Oberlehrer Dr. Hanisch, Charlottenburg. Prof. Dr. Rudolf Kayser, Hamburg. Kammerherr Dr. jur. et phil. Kekule von Stradonitz, Gr.-Lichterfelde bei Berlin. Geh. Reg.-Rat Dr. Kühne, Charlottenburg. Chefredakteur von Kupffer, Berlin. Direktor Dr. Loeschhorn, Hettstedt a. H. Professor Dr. Möller, Berlin-Karlshorst. Dr. Mosapp, Schulrat, Stuttgart. D. Dr. Josef Müller, Archivar der Brüdergemeinde, Herrnhut. Dr. med. Otto Neumann, Elberfeld. Prediger Pfundheller, Berlin. Anton Sandhagen, Frankfurt a. M. Dr. Ernst Schultze, Hamburg. Professor Dr. Seedorf, Bremen. Bürgerschul-Direktor Slamenik, Prerau (Mähren). Professor Dr. Seymank, Posen. Dr. Fr. Zollinger, Sekretär des Erziehungswesens des Kantons Zürich, Zürich.

## Bedingungen der Mitgliedschaft

1. Die Stifter (Jahresbeitrag 10 M) erhalten die beiden Monatsschriften der C. G. Durch einmalige Zahlung von 100 M werden die Stifterrechte von Personen auf Lebenszeit erworben.
2. Die Teilnehmer (6 M) erhalten nur die Monatshefte für Kultur und Geistesleben.
3. Die Abteilungs-Mitglieder (4 M) erhalten nur die Monatshefte für Volkserziehung.

Körperschaften können nur Stifterrechte erwerben.

Sie haben ein Eintrittsgeld von 10 M zu zahlen.

Die Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben (jährlich 5 Hefte) haben die Aufgabe, die geistigen Strömungen der Gegenwart unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung zu behandeln.

Die Monatshefte der C. G. für Volkserziehung (jährlich 5 Hefte) haben die Aufgabe, praktische Volkserziehungsarbeit zu fördern und über die Fortschritte auf diesem Gebiete zu berichten.